

6. Und jetzt? Lose Enden der Krisendebatte

Die Krise der Repräsentation beschäftigt heute unterschiedliche Disziplinen, darunter vor allem jene, die qualitative empirische Sozialforschung betreiben (Moebius 2009: 107).¹²³ So mündeten Kritiken an zuvor gängiger Forschungspraxis bald nach den ersten Krisendiagnosen in recht grundlegenden methodologischen und methodischen Reflexionsprozessen, die Praxen der Datenerhebung und -analyse ebenso wie jene der Ergebnisrepräsentation betreffend. Rainer Winter (2011: Abs. 8) fasst den diesem Prozess zugrunde gelegten Schluss, der aus der Krise der Repräsentation und damit einhergehenden (erkenntnis-)theoretischen Neujustierungen gezogen wurde, wie folgt zusammen:

„Eine wesentliche Implikation ist, dass die Erfahrungen und Perspektiven, die in den Texten von qualitativen Forschern bzw. Forscherinnen beschrieben und analysiert werden, keine unabhängige Wirklichkeit wiedergeben, sondern durch diesen Prozess des Forschens und Schreibens hervorgebracht werden. Es sind die materiellen Praktiken der Repräsentation, die die Welt und die Erfahrungen zugänglich machen und uns auf diese Weise auch eine Kenntnis von den Anderen vermitteln. [...] Jede Praktik macht die Welt in einer anderen Weise sichtbar. So entstehen verschiedene textuelle Repräsentationen verschiedener Erfahrungen“.

Ergänzt werden entsprechende Beobachtungen oftmals um die folgenreiche Feststellung der Machtverworfenheit von Forschungspraxis. Berücksichtigt man beide Seiten der Medaille Repräsentation – Darstellung und Vertretung –, dann geraten Forschende nicht nur als Wirklichkeiten konstruierende Beobachtende in den Blick. Dieselben Forscher_innen werden zugleich als diejenigen adressiert, die diese wirkmächtigen Wirklichkeiten erheben, verbreiten und (stell-)vertreten. Sie haben dabei immer schon Entscheidungen getroffen und zu treffen. Stärkeres Gewicht erhalten in

123 Miteingeschlossen ist hier partizipative Forschung. Ich setze mit Unger (2014 a: 5) voraus, dass „viele partizipativ Forschende in der qualitativen Forschung verortet“ sind und sich dabei „auf sozialkonstruktivistische, interpretative Paradigmen und Diskurse“ beziehen.

der Folge Fragen, die „das Verhältnis zum Anderen, die epistemologische Macht sowie die Repräsentations-Politiken“ (Kaltmeier 2012: 25) betreffen.

Viele der mit einer Krise der Repräsentation zu Beginn assoziierten Herausforderungen haben kaum an Aktualität eingebüßt, auch wenn diese heute eine andere Gestalt annehmen mögen (Grizelj/Kirschstein 2014a: 12). Andrea Ploder (2013) hat unlängst auf jene Problemstellungen Bezug genommen, die von einer Krise der Repräsentation aufgeworfen wurden und die es für gegenwärtige (Migrations-)Forschung produktiv zu machen gilt. Aus ihrer Sicht stellen „die *forschungskritische* Frage nach der Festbeschreibung kultureller Identitäten im Forschungsprozess und eine *wissenschaftskritische* Reflexion der Verantwortung akademischer Wissensproduktion für die politische Situation der Beforschten“ (Ploder 2013: 145; Hervor. im Orig.) die beiden zentralen Herausforderungen für eine (selbst-)kritische Forschungspraxis im Anschluss an eine Krise der Repräsentation dar.

In diesem Sinne und an die Überlegungen der vorangehenden Kapitel anschließend möchte ich meine nachfolgenden Beobachtungen zuerst auf die Gefahr der Reifikation und vor allem Essentialisierung von Differenz/Identität als in empirisch-qualitativer Forschung zu bearbeitende und bearbeitete Probleme zuspitzen (Kap. 6.1). Anschließend betrachte ich, wie sich das Ob und Wie einer Übernahme an „Verantwortung zur Repräsentation“ (Castro Varela/Dhawan 2007: 42) für Forschende als Herausforderung darstellt (Kap. 6.2). Die vorzustellenden Perspektiven verweisen auf zentrale Prämissen eines Forschungsprogramms, das sich als Praxis *reflexiver Wissensproduktion*, eingebettet in einen wissenschafts- und gesellschaftspolitisch umkämpften Raum, versteht, womit „jede – mehr oder weniger bewusst getroffene – Forschungsentscheidung in diesem Raum eine wissenschaftliche Haltung, ein Forschungsethos“ (Kühner/Langer/Schweder 2013: 8) reflektiert. Von dieser Annahme ausgehend diskutiere ich, inwiefern speziell Reflexivität Wege aufzeigt, auf die verschiedenen Herausforderungen einer Krise der Repräsentation zu reagieren (Kap. 6.3). Abschließend gebe ich einen kurzen Überblick zu den von mir als zentral identifizierten Dimensionierungen von Repräsentation im Rahmen ihrer Problematisierung in sozial- und kulturwissenschaftlichen Kontexten (Kap. 6.4).

6.1 Das Dilemma der Essenz und die Wirklichkeit der (Differenz-)Konstruktion

Bereits die von Celia Kitzinger und Sue Wilkinson (1996) differenzierten Strategien eines Umgangs mit der Othering-Problematik machen darauf aufmerksam, dass Repräsentation auch im Rahmen wissenschaftlicher Forschung mit der vieldiskutierten „Gefahr der Reifizierung“ (Castro Varela/Dhawan 2007: 44) und Essentialisierung von Differenz einhergeht. Betont wird ferner, dass noch konstruktivistisch und/oder differenztheoretisch ansetzende Forschungsperspektiven, die von der Gemachtheit und dem Gemacht-worden-Sein von Differenzen ausgehen, kaum umhinkommen, Differenz ihrerseits zu re-produzieren und zu verdinglichen (Mecheril/Melter 2012; Knapp 2009; Kelle 2016). Konstruktivistische (Differenz-)Forschung allgemein sowie kritische oder bewegungsnahe Forschung im Speziellen, die den Anspruch verfolgt, hegemoniale und marginalisierende Repräsentationen und Diskriminierungspraxen aufzudecken und herauszufordern, sieht sich mit dem Dilemma konfrontiert, dass sie Differenzen und ‚Andere‘ in der eigenen Forschung voraussetzen und re-produzieren muss (Mecheril/Melter 2012: 264–265; Broden 2017: 828; Scharathow 2010: 106).¹²⁴ Auch wissenschaftliche Beobachtende sind auf die Behauptung der Existenz bzw. sozialen Relevanz kategorial-unterscheidbarer Gruppen angewiesen – etwa dann, wenn sie den Blick auf gegenwärtige gesellschaftliche Missverhältnisse und soziale Ungleichheiten lenken möchten. Wie soll man auf die Ungleichbehandlung von Frauen, wie auf die Diskriminierung von Migrant_innen hinweisen, ohne die Realität entsprechender Gruppen zu behaupten? Performativ erzeugt werden Andere zudem als Beforschte über „*alienierende Zuschreibungen*“ (Mecheril/Scherschel/Schrödter 2003: 93; Hervorh. im Orig.) im Prozess empirisch-qualitativer Forschung. So werden etwa bei der Auswahl von Interviewpartner_innen Personen oftmals als Mitglieder einer Gruppe und somit als Träger_innen partikularer, ‚authentischer‘ Erfahrungen angesprochen. Auch hier besteht die Gefahr, in sich homogene Gruppen vorauszusetzen und mit essentiellen

124 Während sich das Problem der Reifikation und Essentialisierung allgemein in Zusammenhängen empirischer Differenzforschung stellt, tendiert – so die Kritik (Hirschauer 2014, 2016 a; Kelle 2016) – vor allem (macht-)kritische und sich als parteiisch verstehende Forschung dazu, bestimmte Differenzen trotz der Betonung von Intersektionalität omnirelevant zu setzen und ein (situitives, mikrologisches) *doing difference* mit sozialen (makrologischen) Ungleichheitsstrukturen kurzzuschließen. Zu einer ausführlichen Diskussion: Kuhn (2013).

Merkmale auszustatten, welche die Unterstellung von Gruppenzugehörigkeit erst möglich machen.

Festzuhalten ist, dass die schon mehrere Jahrzehnte andauernden selbstkritischen Diskussionen zu diesen und ähnlichen Herausforderungen keine ultimativen Antworten, keine ein für allemal befriedigenden Lösungen hervorgebracht haben. Die unterschiedlichen Probleme werden stattdessen als quasi-unumgänglich oder dilemmatisch eingestuft (Knapp 2009).¹²⁵ Nichtsdestotrotz gibt es, auch das wurde bereits im Zuge meiner Ausführungen zur Strategien-Typologie von Kitzinger und Wilkinson deutlich, konkrete Vorschläge, die eigene Forschungspraxis neu zu gestalten. Ein verbreitetes Vorgehen gegen Formen der Essentialisierung – und speziell der VerÄnderung, Rassialisierung usw. – besteht etwa in der dezidierten Problematisierung von substantiell-bestimmten, konventionell negativ konnotierten Begriffen, Bezeichnungen und Bildern, die einer Klassifizierung und stereotypisierenden Festschreibung Anderer dienen (Castro Varela/Dhawan 2007: 32).¹²⁶ Ein weiterer Vorschlag zum Umgang mit dem Dilemma der Essentialisierung von Differenz und Andersheit sieht vor, spezifische Sensibilitäten gegenüber Praxen der Differenzkonstruktion zu

125 Knapp (2009: 314–315) unterscheidet instruktiv zwischen Gleichheitsdilemma, Differenzdilemma, Identitätsdilemma und Dekonstruktionsdilemma. Für das *Gleichheitsdilemma* bringt Knapp auf den Punkt, „[d]ass die Gleichbehandlung Ungleicher zur Fortschreibung von Ungleichheit führt und dass Differenz unsichtbar gemacht wird, wenn Ungleiche als Gleiche betrachtet werden“ (Knapp 2009: 315). Andersherum kann die Betonung von Differenzen im Zuge von Kämpfen gegen Diskriminierung und soziale Ungleichheiten eine „Positivierung von Differenz, Gründe für Besonderung und Diskriminierung“ (Knapp 2009: 315) fortschreiben (*Differenzdilemma*). Das *Identitätsdilemma* besteht darin, dass es im Zuge einer bisweilen (strategisch, politisch) notwendigen Behauptung bzw. Voraussetzung kontrafaktischer substantieller Gruppenidentitäten zu einer Homogenisierung der Gruppenmitglieder kommen kann. Das *Dilemma eines ‚radikalen‘ Dekonstruktivismus* und damit eines postmodern zugespitzten Repräsentationsverständnisses, das nicht einmal mehr temporäre Sinnfixierungen kennt, zeigt sich dann, wenn der „Rahmen, den feministische Theorie und Politik voraussetzen“ (Knapp 2009: 315), unterminiert wird.

126 Warum es weniger um eine Abschaffung oder Streichung von Begriffen wie ‚race‘ gehen sollte, diskutiert etwa Guillaumin (1995). Zu einer Darstellung des „N-Wort[s] als eine Form von Verwundung und Trauma“, die den Verzicht auf bestimmte Begriffe eindrücklich nahelegt: Kilomba (2009). Hinzuzufügen bleibt, dass es zwischenzeitlich einige Initiativen und Glossar-Projekte gibt, die auf einen differenzsensiblen und machtkritischen Umgang mit Begriffen, Phrasen und Bildern aufmerksam machen. Ein Beispiel ist das Glossar der Neuen Deutschen Medienmacher (2016) und dessen „Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland“.

entwickeln, die nicht nur entmächtigen, sondern durchaus auch ermächtigen können. Etwa Anne Broden (2017) befürwortet mit Blick auf eine rassismuskritische Praxis einen schwerlich systematisierbaren Balanceakt, den sie als *Differenzsensibilität* begreift (und der eine gewisse Parallele zu einem strategischen Essentialismus aufweist).

„[So] sollte sich eine rassismuskritische Praxis als eine differenzsensible Praxis erweisen, die da, wo die Unterschlagung von Differenz zur Stabilisierung von Dominanzkulturen [...] führt, sich auf die Seite der Verschiedenheit schlägt, und dort, wo die Essentialisierung von Differenz der Erzeugung des/der *Anderen als Anderen* in die Hände spielt, auf Gemeinsamkeiten verweist“ (Broden 2017: 829; Hervorh. im Orig.).

Interessiert man sich für die alltägliche Wirkmächtigkeit von Differenz- und symbolischen Grenzkonstruktionen, ist wichtig im Blick zu behalten, dass diese nicht nur ein quasi notwendiges Übel für beispielsweise Kritik oder politische Mobilisierung sind, sondern zudem identitär höchst relevant und handlungsanleitend sein können. So beanstanden Paul Mecheril und Claus Melter (2012: 273) gegenüber dekonstruktivistisch verfahrenender Forschung, dass sie die alltägliche Relevanz und damit auch Realität bestimmter Differenzen zu verkennen droht:

„Nun ist es aber so, dass entlang von symbolischen Differenzordnungen reale und fühlbare Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen, ungleiche Verfügbarkeiten über Ressourcen, aber auch identitäre Selbstverständnisse produziert werden und insofern existent sind. Besteht das Problem der Thematisierung von Differenz als gegebener Größe darin, dass sie Identitäten festschreibt, tendieren dekonstruktivistisch inspirierte Ansätze dazu, die alltäglichen Formen der Unterscheidung gering zu schätzen, in denen Menschen sich und andere erkennen und achten, verkennen und missachten“.

Unterscheidungen von beispielsweise Geschlecht oder Ethnizität werden *in praxi* immer noch selten oder eher punktuell als konstruiert an- bzw. wahrgenommen. Stattdessen werden sie als natürlich gegeben vorausgesetzt, jedenfalls aber als sozial relevant beobachtet und bearbeitet – im Guten wie im Schlechten (Mecheril/Plöcker 2009: 204–205). Einen Ausspruch von Colette Guillaumin (1995: 107) aufgreifend ändert selbst die zwischenzeitlich recht weit verbreitete und vonseiten der Vereinten Nationen sogar verbiefte Einsicht, dass ‚Rassen‘ nicht existieren, nichts daran, dass Rassismus tötet: „Race does not exist. But it does kill people“.

Beobachten lassen sich verschiedene, oft partiell ansetzende Relativierungen anti-essentialistischer Positionen. Christian Klesse (2007: 40), der ausgehend von poststrukturalistischer und feministischer Wissenschaftskritik „eine Politisierung epistemologischer Fragen“ konstatiert, erkennt noch in der selbstreflexiven Positionierung von Forschenden ein Indiz dafür, dass ein theoretisch propagierter bzw. nahegelegter Anti-Essentialismus nicht in letzter Konsequenz zum Maßstab für kritisch-reflexive Forschungspraxis wurde:

„Während ein poststrukturalistisch begründeter Anti-Essenzialismus vielen als Argument dafür dient, Identität generell als normativ und ausschließend zu verwerfen und sich deshalb nicht subjektiv zu verorten, hat die feministische und insbesondere die anti-rassistisch feministische Kritik ForscherInnen zu einer klaren Positionierung aufgefordert, um die Machtverhältnisse, die in einem Forschungsunterfangen berührt sind, offenzulegen“ (Klesse 2007: 40).

Ich komme auf den Aspekt reflexiver Positionierung gleich noch zurück. Allgemein lässt sich festhalten, dass die Gefahr einer Reifikation und Essentialisierung von Differenz wie auch die eines Othering für eine wissenschaftliche Repräsentationspraxis als zentral gelten. Vermieden werden soll eine Beteiligung an der Reproduktion solch problematischer Differenzpraxen. Gleichzeitig stoßen (nicht nur) Forscher_innen immer wieder auf nicht nur problematische, sondern auch begrüßenswerte Aspekte, wenn sie auf die empirische Realität von Differenzkonstruktionen und Differenzpraxen aufmerksam werden und machen.

Viele der benannten Herausforderungen stellen sich insbesondere vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Kontextes als Probleme dar, der als von Machtasymmetrien und je gegebenen Exklusions- und Herrschaftsverhältnissen bestimmt betrachtet wird. Angenommen wird, dass Repräsentationspraxis in einer dermaßen ‚vorstrukturierten‘ Welt stattfindet und an deren Re-Produktion beteiligt ist. Wird wissenschaftliche Praxis als Praxis der (Fremd-)Repräsentation entsprechend verortet, wird sie zunehmend als legitimierungsbedürftig begriffen.

6.2 Wissenschaftliche Repräsentationspraxis als ethische und politische Verantwortung

„Wenn das Schreiben Teil eines Systems intellektueller und politischer Unterdrückung der Anderen ist, wie können wir vermeiden,

zu dieser Unterdrückung beizutragen, solange wir fortfahren zu schreiben? [...] Es wäre eine logische Konsequenz (für die, die sich besorgt zeigen), völlig mit dem Schreiben aufzuhören, aber es ist schwer zu erkennen, wie dies jemals mehr sein könnte als ein isolierter und vermutlich zeitlich begrenzter demonstrativer Akt. [...] Vielleicht getrauen wir uns nicht zu sagen, was wir nicht zu hoffen wagen: die Machtverhältnisse müssen sich ändern. Was kann das Experimentieren mit Genres oder was kann die Kritik des Schreibens im Hinblick auf dieses Ziel ausrichten? Nun, zunächst einmal kann beides helfen, und hat dies auch schon getan, eine Art naiver Sicherheit zu untergraben, die mit dem Glauben an die wissenschaftliche Objektivität und den neutralen Charakter wissenschaftlicher Prosa einhergeht. Aber gibt es eine Garantie dafür, daß sich die Unterdrücker weniger unterdrückerisch verhalten, nur weil sie bewußter werden? Bewußtseinsentwicklung kann nur der Vorbereitung einer Kritik dienen, die vielleicht einmal die Chance haben wird, wahrhaft gesellschaftsverändernd zu wirken“ (Fabian 1993 [1990]: 355–356).

In dem vorangestellten Zitat von Johannes Fabian werden Überlegungen angesprochen, die meiner Auffassung nach als relevant vorausgesetzt, wenngleich selten explizit behandelt werden, wenn es darum geht, die Frage nach der Verantwortung oder auch Verantwortlichkeit einer Forschungspraxis zu beantworten, die sich als Praxis der Wissensproduktion über, für und/oder mit Anderen begreift: Warum schweigen wir als Angehörige der privilegierten Gruppe von Forscher_innen nicht, obwohl wir davon ausgehen, dass unsere Repräsentationen maßgeblich Teil des Problems, eines „Systems intellektueller und politischer Unterdrückung der Anderen“, waren und immer noch sind? Und wenn das eigentliche Problem die Machtasymmetrien, sozialen Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse sind, warum und inwiefern lohnt es sich, ‚im Kleinen‘ anzusetzen, also beispielsweise an den wissenschaftlichen Genres der Ergebnis(re)präsentation, an einer reflexiven Forschungshaltung oder an ethisch gebotenen und plausibilisierten Methoden, die den Forschungsprozess anleiten?

Ein Schweigen oder Verstummen scheint jedenfalls nicht der bevorzugt eingeschlagene Weg, den Wissenschaftler_innen im Anschluss an eine Krise der Repräsentation wählen. Zumindest wird meines Wissens kaum für ein Schweigen optiert oder ein rigoroser Verzicht auf eine wissenschaftli-

che Praxis der Fremdrepräsentation propagiert.¹²⁷ Ein solcher Verzicht scheint insbesondere dann keine Option darzustellen, wenn von einer Sprachlosigkeit marginalisierter Anderer (im Sinne Spivaks) ausgegangen wird. Beispielsweise Olaf Kaltmeier (2012: 36) schreibt:

„Innerhalb der bestehenden Geopolitik des Wissens und der Struktur des akademischen Feldes ist es meines Erachtens kaum möglich, diesen Akt der epistemologischen Gewalt vollständig zu überwinden. Daraus aber den Schluss zu ziehen, dass alle (Fremd-)Repräsentationen des Anderen zu vermeiden seien, ist kaum eine Lösung, da hier nur die bestehenden Bedingungen subalternen Sprachlosigkeit und Unsichtbarkeit reproduziert werden. Nicht-Repräsentation ist also ebenso ein Akt epistemologischer Gewalt“.

Statt eines Verzichts gilt für viele als zentral, die eigene Deutungs-/Definitionsmacht wie auch die eigenen Privilegien einzuschätzen, die man nicht zuletzt qua Status als Forscher_in und aufgrund der „Verstrickungen in gesellschaftliche Machtverhältnisse“ (Scharathow 2010: 89) besitzt. Ein Ziel ist dann, Ungleichheiten und Machtasymmetrien mindestens nicht zu verstärken. Klesse (2007: 45) fasst die Herausforderung, dass die eigene Forschung zur Re-Produktion von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen beitragen kann, als dezidiert ethische Aufgabe:

„Eine ethisch verantwortungsvolle Forschungspraxis können wir nur gewährleisten, wenn wir hegemoniale Machtverhältnisse nicht verstärken, die Macht, die wir in bestimmten Kontexten eventuell haben, nicht missbrauchen und unsere Forschung auf eine Weise durchführen, die einen Machtmissbrauch durch andere auszuschließen versucht. Das erfordert eine bewusste Reflexion des sozio-kulturellen und politischen Kontextes, eine kritische Reflexion unserer eigenen Beziehung zu den Personen und Gruppen, die in die Forschung involviert sind, und einen sensiblen, vorsichtigen, ehrlichen und vertraulichen

127 Singer (2005: 245–246) bespricht Ansätze, die ein Schweigen der ‚Insider‘ fordern, also jener „die in und durch die dominanten westlichen wissenschaftlichen Diskurse sprechen“ (Singer 2005: 244). Davon unterscheidet sie in der Literatur vorgebrachte Vorschläge, die das Schweigen der ‚Outsider‘ als widerständige Verweigerungshaltung propagieren, wobei mit ‚Outsidern‘ diejenigen bezeichnet sind, „die in diesen [wissenschaftlichen; MZ] Diskursen bis dato bloß als Objekte – kulturalanthropologisch, ethnographisch, rassenkundlich oder als InformantInnen – wissenschaftlich zum Vorschein kamen“ (Singer 2005: 244). Zu letzteren Positionen hält sie fest: „[A]uch, daß man schweigen sollte, muß beredt in Szene gesetzt werden“ (Singer 2005: 246).

Umgang mit den ForschungsteilnehmerInnen. In unserer Forschungsplanung gilt es abzuwägen, ob die Realisierung unserer Projekte ein Risiko birgt, auf irgendeine Art zur Verschlechterung der Situation marginalisierter Personengruppen beizutragen“.

Als erforderlich erachtet wird unter anderem, sich mit Blick auf die jeweilige Forschungspraxis über die eigenen Beweggründe klar zu werden, ebenso wie über mögliche nachteilige Konsequenzen für die Beforschten. Gefordert wird damit *einerseits* eine Art Schadensbegrenzung (Rose 2012: 20; Schrödter 2014). Hand in Hand gehen machtkritisch informierte Erwägungen, die insbesondere im Kontext einer Forschung mit (und Repräsentation von) vulnerablen und marginalisierten Anderen angestellt werden, damit oft auch mit forschungsethischen Ansprüchen, die noch über solch spezifische Forschenden-Beforschten-Konstellationen hinaus Anwendung finden: Als wesentlich erachtet werden dem „Prinzip der Schadensvermeidung“ (Unger/Narimani/M’Bayo 2014: 2) folgend vor allem Aspekte, die den Schutz der beforschten Person gewährleisten sollen (*informed consent*, Anonymisierung, Schutz der Privatsphäre usw.). Hier ließe sich in Anlehnung an die Unterscheidung von positiven und negativen Pflichten von einer negativen Verantwortung¹²⁸ sprechen.

Andererseits – und das ist zugleich die zweite Stelle, an der Privilegien von Forscher_innen bedeutsam werden – wird eine aktive, positive Übernahme von Verantwortung etwa dergestalt gefordert, als es Räume zu schaffen und vor allem Strukturen zu verändern und zu öffnen gilt, „welche die Präsentation anti-hegemonialer und herrschaftskritischer Perspektiven und Wissensbestände zulassen“ (Scharathow 2010: 99; vgl. auch Castro Varela/Dhawan 2007: 41). Entsprechend setzt vielerlei partizipative und emanzipatorische Forschung an. Dabei verweisen der Vorschlag, Räume zu schaffen, wie auch Zielsetzungen einer Ermächtigung auf die hohe Relevanz, die der Option zur Selbstrepräsentation eingeräumt wird. Ob diese statt oder zusätzlich zu Formen wissenschaftlicher Fremdrepräsentation oder etwa im Rahmen einer dialogischen Repräsentation zum Tragen kommen soll, bleibt offen.¹²⁹

128 Verantwortung ist selbst ein schillernder Begriff, der Verschiedenes anspricht. Haraway (2007 [1988]: 311) bezeichnet etwa als verantwortungslos, „nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können“. Beispielsweise Exo (2015: 282) fordert eine Rechenschaftspflicht von Forscher_innen.

129 Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Ploder (2009) spricht sich für eine durch postkoloniale Theorien informierte qualitative Forschungspraxis aus, welche

Den privilegiert positionierten Forscher_innen werden demzufolge negative wie positive Verpflichtungen bzw. Verantwortlichkeiten zugeschrieben. Plädiert wird häufig dafür, den sich stellenden Dilemmata und Herausforderungen im Zuge einer selbstreflexiven und -kritischen Positionierung als sozial verortete Forschende zu begegnen. Um es etwas zuzuspitzen: Der eigene Ort des Forschens und Sprechens soll offengelegt und mitvollzogen werden – und zwar sowohl der eingenommene Platz als Wissenschaftler_in in der asymmetrischen Beziehung zu den Beforschten als auch der im gesamtgesellschaftlichen Machtgefüge. Ermöglicht werden soll damit, dass eine wissenschaftliche Repräsentationspraxis eine ethisch und politisch verantwortungsvolle und zudem innerwissenschaftlichen Maßstäben genügende Praxis ist. So heißt es bei Mecheril (2009: 195), der in der „Markierung und Reflexion von Repräsentationsverhältnissen, verstanden als Verhältnisse der Darstellung und Vertretung [...] einen Aspekt reflexiver Forschung“ erkennt und der am Ende des folgenden Abschnitts Donna Haraway (2007: 314) zitiert:

„Weil die erziehungs- und sozialwissenschaftliche Produktion von Wissen immer von bestimmten sozialen und kulturellen Positionen betrieben wird, können wir die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen Positionen als ein Moment wissenschaftlicher Verantwortung, aber auch Qualität verstehen. ‚Positionierung ist [...] die entscheidende wissenschaftsbegründende Praxis [...]. Positionierung impliziert Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen“ (Mecheril 2009: 195; Auslassung im Orig.).

Ein Ziel der Sichtbarmachung und Reflexion der eigenen Positionalität besteht darin, die Reproduktion bestehender Dominanzverhältnisse zu vermeiden. Umgekehrt wird davon ausgegangen, dass eine Nicht-Thematisierung (oder Ausblendung) der eigenen Positionierung bestehende Verhältnisse reproduziert, womit sie als „Herrschaftsgeste“ zu verstehen ist, „die darin besteht, sich mit bestimmten Fragen und Problemen nicht beschäftigen zu müssen, weil man von ihnen profitiert“ (Reuter/Villa 2010: 13). Grundlegend scheint einer zunehmenden Zahl an Forscher_innen daran

Provokation und ein Zulassen von Irritationen als wichtige Elemente ansieht, da „Irritationen im Rahmen qualitativer Forschung Ausdruck eines widerständigen Potenzials von Beforschten sein können, ihre Identität jenseits diskursiver Zuschreibungen zu verhandeln“ (Ploder 2009: Abstract). Ploders Vorschlag ist auch deshalb interessant, weil er darauf hinweist, wie die ‚Privilegien-Frage‘ einmal mehr – diesmal mit Blick auf Unterschiede innerhalb einer ‚Gruppe‘ postkolonialer Sprechender – bedeutsam wird.

gelegen, die eigene Perspektivität als eine Möglichkeit unter anderen zu begreifen und sichtbar zu machen. Etwa Winter erkennt einen entscheidenden Beweggrund neuerer, dabei kritischer qualitativer Forschungsmethoden im Anschluss an eine Krise der Repräsentation darin, die bestehende Perspektivenpluralität zur Geltung zu bringen – eben weil es nicht die eine objektive, allgemeingültige oder auch nur vorzuziehende Repräsentation gibt (Winter 2011: Abs. 11, 2001: 56, 57). Insofern Forschende keinen Anspruch „auf eine epistemologisch überlegene Position“ (Kaltmeier 2012: 36) für sich in Anspruch nehmen können, scheint die Sichtbarmachung des forschenden Ichs (mitunter) genau dazu zu dienen, sich als eine Stimme unter anderen in einem vielstimmigen Prozess auszuweisen (Winter 2008: 82), anstatt als vorgeblich allwissende_r Erzähler_in unsichtbar zu bleiben.

Am Anfang steht also häufig die Beobachtung, dass eine Praxis der Fremdrepräsentation problematisch ist, da sie auf Machtasymmetrien aufbaut, insofern sie vom privilegierten Standort der Wissenschaft(ler_in) aus betrieben wird. Gleichzeitig fungiert eben diese privilegierte Position als Hintergrund jener Forderungen, die an wissenschaftliche Repräsentationspraxis eine Verantwortungsübernahme koppeln. Beobachten lassen sich dann unterschiedliche Praxen, welche die konstitutiven (Macht-)Asymmetrien im Forschungsprozess bzw. in den Forschungsbeziehungen zu bearbeiten suchen. Diese lassen sich als Bemühungen der *Symmetrisierung* deuten (Saake 2013, 2015): Hierunter fallen Bestrebungen einer Enthierarchisierung und Dynamisierung von Forschenden-Beforschten-Beziehungen (Stichworte: Dialog, Partizipation, Empowerment) ebenso wie Ansätze, die eine Pluralisierung egalitärer Perspektiven zum Ziel haben. Auch die Sichtbarmachung der eigenen Positionalität kann als eine Form der Symmetrisierung gedeutet werden, namentlich als Eingeständnis, dass auch die eigene Sichtweise unvermeidlich partikular und verortet ist. Damit wird nicht zuletzt in Rechnung gestellt, dass die wissenschaftliche Perspektive eine spezifische Perspektive unter anderen ist.

Zu fragen bleibt, ob und wie sich die mit Blick auf eine wissenschaftliche Repräsentation Anderer formulierten forschungsethischen und -politischen Haltungen verallgemeinern lassen. Klar ist, nicht jeder empirischen Forschung liegt eine Beziehung zugrunde, die sich „zwischen Forschenden, die der Mehrheitsgesellschaft angehören, und ‚Beforschten‘ [aufspannt; MZ], die marginalisierten, als ethnisch oder kulturell konstruierten sozialen Gruppen angehören, bzw. denen eine solche Zugehörigkeit zugeschrieben wird“ (Scharathow 2010: 88). Etwa auch Expert_innen, Machthabende und Eliten sind oftmals Beforschte – keineswegs nur gesell-

schaftlich und/oder im Forschungsprozess Marginalisierte. Aber haben diese als beispielsweise besonders schutzbedürftig zu gelten? Oder ist es nicht eher so, wie Hella von Unger (2014b: 28) vermerkt, dass sich Forschende gegenüber entsprechenden Gruppen „selbst als schutzbedürftig begreifen“ (Hervorh. im Orig.)? Klesse (2007: 41) macht darüber hinaus auf den Umstand aufmerksam, dass der Aspekt der „Macht im Forschungsprozess“ vornehmlich in Diskussionen berücksichtigt wird, die Methoden betreffen, welche auf Interaktionen und damit auf der „Intersubjektivität zwischen Forschenden und ForschungsteilnehmerInnen“ aufrufen. Er gibt zu bedenken:

„Da Macht den Forschungsprozess meines Erachtens jedoch auf eine viel grundlegendere Art strukturiert, erscheint es angebracht, als Forschende auch dann unsere eigene Positionierung im Forschungsfeld offen und kritisch zu reflektieren, wenn wir ausschließlich text- oder bildbezogene Analysemethoden anwenden. Bei der Arbeit mit diesen Forschungsmethoden liegt eine gewisse Gefahr gerade darin, sich als situierte Person hinter der Illusion einer entkörperlichten Wissensproduktion, die im poststrukturalistischen theoretischen Diskurs ohnehin schon angelegt ist, zu verstecken“ (Klesse 2007: 41).

Damit wären beispielsweise auch (kritische) Repräsentationsanalysen mit der Frage der Positionierung der jeweils Forschenden zu verknüpfen, was vergleichsweise selten passiert (aber Szorenyi 2009).¹³⁰

Repräsentationspraxis wird im Kontext wissenschaftlicher Wissensproduktion vornehmlich auf dreierlei Weise thematisiert und problematisiert: erstens mit Blick auf die über sie angefertigten Darstellungen bzw. Bilder Anderer, die als konstruiert und zugleich empirisch wirkmächtig gelten (oftmals auf eine problematische Art und Weise); zweitens hinsichtlich der mit ihr assoziierten bzw. ihr jeweils zugeschriebenen Selbst- oder Fremdvertretungsansprüche, wobei Selbstrepräsentationen nach Möglichkeit Vorrang genießen sollen; drittens als Sozialbeziehung zwischen Forschenden und Beforschten, die als konstitutiv asymmetrische Beziehung als problematisch bzw. herausfordernd eingestuft wird, weshalb verschiedene Formen einer Symmetrisierung prozessiert werden. Ich finde es zudem bemerkenswert, dass der Anspruch einer angemessenen wissenschaftlichen Wissensproduktion im Anschluss an eine Krise der Repräsentation von vie-

130 Es wäre sicherlich gewinnbringend die Argumentation von Klesse und jene von Schrödter (2014), die ich oben (Kap. 5.3) erwähnt habe, miteinander und gegeneinander weiterzudenken.

len Forscher_innen vornehmlich als Politisierung und ‚Ethisierung‘ der eigenen Forschungspraxis erlebt wird: Epistemologische und method(olog)ische Fragen werden dezidiert und bisweilen vorrangig als erkenntnispolitische und forschungsethische Herausforderung begriffen und bearbeitet. Der ethische, politische und oftmals zugleich kritisch-emanzipative Charakter der eigenen Forschungspraxis wird immer wieder hervorgehoben. Dabei wird leider selten ausbuchstabiert, was als ethisch, was als politisch und was als kritisch zu verstehen ist, wo die Grenzen verlaufen und wo sie gegebenenfalls verwischen.¹³¹

6.3 Reflexivität: Antwort auf die Krise der Repräsentation?

„Nimmt man das postmoderne Erkenntnisparadigma ernst, wird der Begriff der Reflexivität in Bezug auf die Selbstreflexion des Forschers problematisch. Zwar wird üblicherweise von einem Konstruktionsprozess des zu erforschenden Subjekts ausgegangen, [...] aber was bedeutet diese Annahme im Hinblick auf den Forscher/die Forscherin?“ (Langer 2013: 126)

Die Krise der Repräsentation kann als eine „epistemologische Verunsicherung der Soziologie“ (Nassehi 2003: 254) und anderer sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen und Forschungsfelder begriffen werden.

131 Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel. Eine solche Ausnahme stellen die Ausführungen von Singer (2005: Kap. 1.2) dar, die sie im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit den *auch* emanzipatorischen Potentialen feministischer Epistemologien ausbuchstabiert hat: Bei der *ethischen* Dimension (von Epistemologie) ginge es ihr zufolge darum, „die impliziten moralischen Werte und Normen *explizit* und damit *verhandelbar* zu machen. Moralische Werte und Normen sind nicht nur lokal beschränkten Wissenssystemen inhärent, sondern auch entorteten, universalistischen Wissensansprüchen“ (Singer 2005: 31; Hervorh. im Orig.). Die als *politisch* ausgewiesenen Fragen fallen bei Singer interessanterweise weitgehend mit jenen zusammen, die ansonsten unter dem Schlagwort Repräsentationspolitik thematisiert werden: Startend bei der Prämisse des Eingelassen-Seins von Forschenden, Forschungspraxen und allgemein von Wissenschaft in die Gesellschaft, in gesellschaftliche Machtverhältnisse und Asymmetrien stellen sich laut Singer (2005: 30) beispielsweise Fragen nach unterschiedlichen Zugängen zu „Produktionsstätten wissenschaftlicher Forschung“, danach, wer Gehör finden kann, wer (nicht) profitiert, wer für wen spricht, nach den Verhältnissen von Subjekt und Objekt sowie nach hegemonialem und marginalisiertem, universalem und lokalem Wissen.

Mit ihr ist zudem eine Neuaneignung von Repräsentation als wissenschaftlicher (Analyse-)Kategorie und als Praxismodus des Forschens in Verbindung zu bringen: Sie zeitigt(e) mitunter methodologische Konsequenzen, nicht zuletzt in Richtung *reflexiver Wissensproduktion* weisend (Langer/Kühner/Schweder 2013). Mit meinen nachfolgenden Beobachtungen, die ich auf die Forschungshaltung der (Selbst-)Reflexivität zuspitze, möchte ich einige der Kernideen der vorangehenden Kapitel resümieren und zur Diskussion stellen. Reflexivität – das sei vorweggeschickt – wird aktuell unterschiedlich und von vielerlei Seite mit Beschlag belegt. Und ihr kann als Tugend keineswegs nur qualitativer empirischer Forschung schwerlich widersprochen werden: Wer möchte ernsthaft als nicht-reflexiv gelten? Immer wieder wird dafür plädiert, Reflexivität mit auf die Agenda jenes nicht in jedem Fall niedergeschriebenen Katalogs zu setzen, der über die Gütekriterien von qualitativer Forschungspraxis Auskunft gibt. Aber was heißt (richtig) reflexiv zu forschen? Wenig überraschend gibt es vielfältige Antworten auf diese Frage. Während Reflexivität mit Blick auf die eigene Forschung als Praxis der Wissensproduktion jedenfalls hoch im Kurs einer (selbst-)aufgeklärten Sozialwissenschaft zu stehen scheint, nehmen sich stärker auf ein Forschenden-Subjekt fokussierende Reflexivitätspraxen vielen als suspekt, mitunter zu subjektiv oder narzisstisch aus (jüngst etwa Boltanski 2018).¹³² Zudem: „Kritische *Selbstreflexion* gilt, dies darf getrost behauptet werden, nach wie vor als politisch (wie in ‚versus‘ wissenschaftlich) und als eher lästige Nabelschau (oder schlimmer: Verknechtung durch die ominöse *political correctness*)“ (Reuter/Villa 2010: 13; Hervorh. im Orig.).

132 Langer (2013: 114) unterscheidet zwei als „idealtypisch zu verstehende Positionen“: Die erste ist die ‚konventionelle‘ und mutmaßlich verbreitete Variante, bei der Reflexivität, sofern sie überhaupt Raum erhält, einen eher „instrumentellen Charakter“ aufweist: „Reflexivität wird in dieser Hinsicht als Möglichkeit der methodologischen Kontrolle der für qualitative Forschung konstitutiven Subjektivität gesehen“. Die zweite Position baut oftmals auf poststrukturalistischen oder postmodernen Perspektiven auf und entfaltet sich beispielsweise in Formen experimentellen Schreibens. Droht im konventionellen Vorgehen Langeweile, bestehe bei zweiter Variante folgende Gefahr: „Im Bemühen um ‚tiefe‘ Einsichten in die Forschungsdynamiken und das eigene Verstricktsein in den Prozess der Sinnproduktion lassen sich indes folgenreiche Tendenzen eines Selbstreferentiellwerdens als Reflexivitätsinszenierung, die den konkreten Gegenstandsbereich von Forschung in den Hintergrund drängen oder gar zum Verschwinden bringen, konstatieren“ (Langer 2013: 114).

Aus meiner Sicht lässt sich die Krise der Repräsentation auch als eine Geschichte fassen, in der wissenschaftliche Praxis zur *Kultur*¹³³ wurde, insofern sie sich als eine Möglichkeit der Wissensproduktion unter anderen wahrzunehmen und zu reflektieren begann: Die eigene Forschung wurde als Repräsentationspraxis erkannt und als eine spezifische Form sozialer Praxis in Rechnung gestellt. Sie wurde damit für viele unweigerlich zum Produkt der eigenen Perspektivität und Positionierung, womit es zunehmend anzuerkennen galt, „dass immer von einem Ort aus gesprochen wird. Das Sprechen muss einen Ort und eine Position haben und ist immer innerhalb eines Diskurses positioniert. Erst wenn ein Diskurs vergisst, dass er verortet ist, versucht er für alle zu sprechen“ (Hall 2012 b: 61). Auch der in manchen Fällen wissenschaftlich mitgetragene Kampf um Sichtbarkeit, Anerkennung und Teilhabe minorisierter Personen/-Gruppen nimmt seinen Ausgangspunkt immer wieder bei der Beobachtung, dass „die Berufung auf die Kategorie der Allgemeinheit selbst partikulare Interessen und partikulare Perspektiven verdeckt“ (Hark et al. 2015: 100). Gerade jene Ansprüche, die als universal auftreten und/oder ihre eigene Partikularität erfolgreich auszublenden in der Lage sind, helfen Unterdrückungsverhältnisse und Diskriminierung zu reproduzieren und zu legitimieren. Mit den Worten von Sonja Engel (2017: 152) lassen sich daraus zwei bisweilen gemeinsam verfolgte Aufgaben für eine (macht-)kritische Forschungspraxis wie auch für Politiken der Repräsentation ableiten:

„Dazu gehört, die (Macht-)Zentren zu verunsichern, diejenigen, die aufgrund der Zuweisung zu einer Kategorie des Zentrums Macht besitzen und deshalb eine höhere Chance haben, ihr Wissen als allgemeingültiges zu präsentieren, zu verorten, die Partikularität ihres Wissens zu betonen. Zugleich gilt es, denjenigen, deren Wissen als partikular und verortet gilt, die Chance auf Hörbarkeit zu gewährleisten, die es ermöglicht, ihr Wissen als zentral und relevant geltend zu machen“.

Die ‚Partikularisierung‘ sich als universal ausgebenden Wissens ist ein Ziel, das unter anderem extra-/wissenschaftliche Repräsentationskritiken verfolgen. Denn: „Claims of objectivity and universality of representation have been shown to be the alibis of the powerful“ (Kitzinger/Wilkinson 1996:

133 Kultur verstehe ich hier, ganz ohne Anführungszeichen, systemtheoretisch informiert als spezifischen Beobachtungsmodus: „Kulturelles Vergleichen setzt Kommunikationsformen dadurch kontingent, indem sichtbar wird, dass sie auch anders sein könnten“ (Stäheli 2000 d: 89).

10). Zugleich sind die Partikularität und Situiertheit (was nicht heißt: Relativität) von Wissen nicht nur unumgängliche Startbedingungen, sondern zudem eine Art Einfallstor für Praxen der Kulturalisierung – und damit einhergehend für Praxen der Exklusion und De-Autorisierung bestimmter Sprechender. Für letztere trotzdem bzw. gerade deshalb Räume und Bedingungen zu schaffen, damit sie wenigstens gehört werden können, ist folglich ein weiteres Ziel einer sich als kritisch-emanzipativ und/oder parteiisch verstehenden (Forschungs-)Praxis über, für und mit Anderen.

Mit der Krise der Repräsentation in den Fokus rücken verschiedene Ideen, welche die Relevanz des jeweiligen Ortes des Sprechens hervorheben. Insbesondere Reflexivität war und ist dann für viele die angemessene Antwort auf das ‚Problem‘ „der Standortgebundenheit soziologisch-anthropologischer Erkenntnis“ (Langenohl 2009: Abs. 5). Verbreitet ist vor allem in manch machtkritischen Beiträgen ein Plädoyer für eine reflexive Positionierung, die dazu dienen soll, den Grad der eigenen Marginalisierung oder Privilegierung kenntlich zu machen, um nicht zuletzt die mit der Verortung in gesellschaftlichen Machtverhältnissen einhergehende Partikularität der eigenen Perspektive zu verdeutlichen. Eine solche Bestimmung des eigenen Standortes und/oder Standpunkts wird immer wieder über ein Sich-Verhalten bzw. ein Sich-Positionieren zu bestimmten gesellschaftlich wirkmächtigen Differenzlinien (wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Alter usw.) zu erreichen versucht, die Lebenschancen maßgeblich prägen.¹³⁴ Bereits unter jenen Forschenden, die auf die Relevanz entsprechender Differenzen hinweisen, gibt es jedoch unterschiedliche Einschätzungen dazu, wie diese eine reflexive Positionierung anleiten sollen. So wird beispielsweise eine persönliche ‚Nabelschau‘ und die nicht argumentativ eingebundene Auflistung von Differenzmarkern von einigen dezidiert abgelehnt (Alcoff 1991: 25; Leiprecht/Lutz 2015: 291, Fn. 3). Schrödter (2014: 58) spricht gar von einem „Götzendienst an eine politisierte, akademische Kultur pseudo-kritischen Denkens, die suggeriert, die Offenlegung der eigenen Diskrimi-

134 Zu berücksichtigen ist mit Singer (2005: 174–175), dass immer wieder ein unzulässiger bzw. problematischer Kurzschluss von sozialem Standort und politischem Standpunkt zu beobachten ist. Mit Grosfoguel (2007: 213) lässt sich ergänzen: „It is important here to distinguish the ‚epistemic location‘ from the ‚social location‘. The fact that one is socially located in the oppressed side of power relations, does not automatically mean that he/she is epistemically thinking from a subaltern epistemic location“. Vergleichbar gilt es auch für sozial privilegiert Positionierte einen Kurzschluss zwischen sozialer und epistemischer Positionierung zu vermeiden.

nierungserfahrungen könne die Geltung einer Argumentation ‚verstärken‘ oder sogar verbürgen“.

Insbesondere Debatten zu Intersektionalität sowie anti-essentialistische, (Kollektiv-)Subjekte dezentrierende Ansätze haben eine Sichtweise verkompliziert, die davon ausgeht, dass eine benennbare Zahl an Zugehörigkeiten letztlich Aufschluss über kollektive wie individuelle Identitäten geben könnte. Auch können entsprechende selbst- und/oder fremdgeschriebene Zugehörigkeiten ein Sprechen für und über Andere nur unzureichend rechtfertigen, erlauben oder untersagen. Wie Herriet Lerner zu bedenken gibt: *„We do not, however, have one ‚true self‘ that we can choose to hide or authentically share with others“* (zitiert in Lincoln 1997: 40; Hervorh. im Orig.). Hier klingen einige jener facettenreichen, im Detail recht unterschiedlichen Bedenken gegenüber einer essentialistischen Festschreibung von Identitäten an, die ich im fünften Kapitel näher ausgeführt habe und an dieser Stelle nicht wiederholen kann. In den folgenden Ausführungen Mona Singers (2005: 246–247) sind jedoch einige zentrale Gedanken angesprochen:

„Die Annahme einer innigen, gleichsam fesselnden Verbindung von sozialer Position und intellektueller Positionierung ist problematisch und basiert auch auf einem verengten Verständnis des Verhältnisses von individueller und kollektivierter Identität [...] bzw. sozialem Standort und politischem Standpunkt [...]. Ein solches Verständnis von ‚situiertem Wissen‘ würde nach sich ziehen, daß *niemand das Recht* hätte oder die *moralische Verpflichtung* legitimieren könnte, gegen Unterdrückungsverhältnisse zu sprechen, sofern sich die soziale Position oder Identität der SprecherInnen nicht mit der Identität derer, für die sie sprechen oder mit-sprechen, *in Deckung* bringen läßt“ (Hervorh. im Orig.).

Die Bestimmung eines klar oder gar essentiell bestimmbareren Wir stößt immer wieder an ihre Grenzen. Darüber hinaus verkompliziert sich noch die Grenzziehung zwischen Marginalisierten und Privilegierten. Dies etwa, wenn eine einerseits prekär positionierte Person andererseits als forschende Person positioniert ist und als solche gesellschaftlich deprivilegierten Beforschten gegenübersteht (Kerner 2009: 265). Entsprechend wird, wie im vorangehenden Kapitel dargelegt, den (macht-)asymmetrischen Sozialbeziehungen von Forschenden und Beforschten verstärkt Aufmerksamkeit zuteil. Darüber hinaus wird eine Form der Reflexivität gefordert und praktiziert, die auf Verwicklungen der eigenen Person und Perspektivität mit Anforderungen, (impliziten) Regeln und Logiken des wissenschaftlichen

Feldes abzielt. Auf unterschiedliche Weise relevant gemacht wird folglich die Auffassung, dass zwar etwa ein Forscher keine privilegierte Perspektive hat: „Seine Sichtweise ist eine unter vielen. Aber seine Perspektive ist eine besondere, die von den Dynamiken und Logiken der Praxis des akademischen Feldes bestimmt ist“ (Kaltmeier 2012: 27).¹³⁵

Ein weiterer, bereits angeklungener Aspekt erscheint mir wichtig – gerade im Zuge einer Auseinandersetzung mit der Krise der Repräsentation: Vor allem im Zusammenhang von Repräsentationskritiken wird immer wieder die gewichtige Auffassung vertreten, dass die Repräsentation Anderer letztlich mehr, mindestens aber genauso viel über die Repräsentierenden aussagt wie über die vorgeblich Repräsentierten (Said 1989: 224; Kitzinger/Wilkinson 1996). Es ist die hier mitschwingende Prämisse einer sich wechselseitig informierenden Konstitution von Beobachtung und Gegenstand, die meiner Auffassung nach vergleichsweise wenig Resonanz als methodologische und methodisch-analytische Aufgabenstellung in den von mir vorrangig betrachteten, machtkritischen Debatten im Anschluss an eine Krise der Repräsentation auszulösen vermochte. Zwar wird unleugbar in Rechnung gestellt, dass die Positionalität der Beobachtenden mit dem jeweiligen Zugriff auf den Gegenstand in Zusammenhang steht, was es reflexiv einzubeziehen gilt. Mir scheint es jedoch des Öfteren so, als ob der Ausweis der Kontingenz und Partikularität der eigenen Positionierung und Perspektivität letztlich wiederum gewährleisten soll, die betrachteten und damit hervorgebrachten Gegenstände als weitgehend – von der jeweils explizierten Positionalität abgesehen – beobachtungsunabhängig zu behaupten. Die Explizierung bestimmter ‚Merkmale‘ des forschenden Selbst und des forschenden Blicks scheint dann erneut eine Art Kontrollierbarkeit der eigenen partikularen Zugriffe auf einen Gegenstand zu verbürgen. Demgegenüber wäre zu berücksichtigen, dass auch dermaßen selbstreflexiv-positionierte Beobachtende, die ihre Repräsentationen nicht

135 Ging es früher feministischer Standpunkttheorie noch stärker darum, minorisierte Perspektiven – darunter diejenigen von Wissenschaftlerinnen innerhalb des akademischen Diskurses – als spezifisch positioniert und dabei als epistemisch privilegiert auszuweisen (Singer 2008: 293–294; Haraway 2007), scheint in vielen aktuellen Reflexionen vermehrt in Rechnung gestellt zu werden, dass das forschende Subjekt *als solches* privilegiert gegenüber den beforschten (marginalisierten) Anderen ist. Das mag unter anderem daran liegen, dass sich Frauen, die im Wissenschaftsbetrieb angekommen sind, zunehmend als im wissenschaftlichen Feld positioniert reflektieren. Dort nehmen wir zwar nach wie vor in der Regel keine privilegierte Position ein, sind aber dennoch Teil des ‚Spiels‘. Zu einer differenzierten Diskussion: Hark (2007).

in das ‚Gewand der Universalität‘ hüllen, sondern stattdessen die Partikularität des eigenen Blicks einräumen und vorführen, ihren Gegenstand unvermeidlich zurichten, das heißt in jeweils aktualisierten Beobachtungssprachen (mit) konstituieren und verfremden.

Daneben ist festzustellen, dass zwar durchaus vorausgesetzt wird, dass Differenz nicht vorliegt, sondern erst praktisch hergestellt wird. Dabei gelten jedoch oftmals das forschende, spezifisch gesellschaftlich positionierte Subjekt sowie das (macht-)asymmetrische Grundsetting der Forschungspraxis als Ursprung der (zum Beispiel) VerÄnderung. Warum nicht stattdessen bzw. zudem die konkrete empirische Praxis des Forschens, die *jeweilige* Forschungssituation mitbeobachten, in der die forschenden und beforchten Subjekte und deren jeweilige Blicke und Beobachtungen erst spezifisch relational positioniert und hervorgebracht werden? Eine auch mir vielversprechend erscheinende Alternative – nicht zuletzt zu der oben angesprochenen ‚Nabelschau‘ – besteht entsprechend in einer reflexiven Positionierung im jeweiligen Forschungs- und Erkenntnisprozess, mit Blick auf die jeweils Beteiligten, deren Beziehungen und die von ihnen verhandelten Themen (Grossberg 1999; Terkessidis 2006a: 159; Schrödter 2014: 58). In der Folge können sich potentiell, je nach Forschungsthema und -feld, die ‚klassischen‘ Differenzmarker als zweitrangig oder nicht (explizit) relevant herausstellen.

Mitunter Phil C. Langer (2013) sieht es für wichtig an, dass Subjektivität nicht als Störung und Reflexivität damit nicht als Kontrollmöglichkeit aufgefasst wird; stattdessen ginge es darum, Reflexivität als Erkenntnisquelle zu begreifen (so auch Mruck/Roth/Breuer 2002; Roth/Breuer/Mruck 2003). Darüber hinaus betont er, dass die Prämisse einer praktischen Konstitution des Subjekts zwar immer wieder auf das Gegenüber, die Beforschten, Anwendung findet, noch zu wenig (konsequent) hingegen auf die Forschenden (Langer 2013: 126; vgl. das Zitat zu Beginn dieses Kap.). Langer (2013: 126–127) schlägt demgegenüber eine Forschungshaltung vor, die insbesondere von folgenden Annahmen geleitet ist:

„Reflexivität bezieht sich [...] nicht auf ein festes Forscher/innensubjekt, sondern hat die im Interview selbst, also in der bestimmten Interaktion mit dem Interviewten sich vollziehenden Positionierungen als Forscher/innen/Subjekt in den Blick zu nehmen. [...] In diesem Sinn erweist sich Reflexivität nicht als Möglichkeit der Kontrolle von Subjektivität, sondern als Strategie der Gewinnung von Erkenntnis über den Gegenstand selbst“.

Wenn „die eigene kulturelle Herkunft und soziale Lage keine fixen Koordinaten eines bestimmten Ortes sind, der unser Denken und Sprechen gefangenhalten muß“ (Singer 2005: 247), dann lohnt es sich jedenfalls, sich konkreter jenen Praxen im Forschungsprozess zuzuwenden, die bei der Verfertigung des Gegenstandes und für die als relevant behandelten Differenzen ebenso eine Rolle spielen wie für die relationalen Positionierungen und das Hervorbringen *aller* beteiligten Subjekte.¹³⁶ Es ginge meines Erachtens also mitunter darum, Forschungspraxis selbst (noch) konsequenter als Differenzpraxis zu begreifen, als eine Form von *un-/doing difference* (Hirschauer 2014; Kelle 2016). Sie erscheint dann als Repräsentationspraxis, die bestimmte, mitunter sozialdimensionale Identitäten und Differenzen relational hervorbringt und mit Relevanzen ausstattet – und andere nicht.

Ich erachte es (heute), belehrt und inspiriert durch mancherlei Diskussionsbeiträge zur Krise der Repräsentation, für ausgesprochen wichtig, methodische Verfahrensentscheidungen auch nach Maßgabe erkenntnispolitischer und forschungsethischer Erwägungen zu treffen. Zudem ist es meines Erachtens konsequent und sinnvoll die eigene Forscher_innen-Positionalität als intervenierende Größe anzuerkennen und an gebotener Stelle sichtbar zu machen – und das nicht aus einer defensiven Haltung heraus (so auch Breuer/Mruck/Roth 2002). Forschende sind keine störende und erst recht keine verzerrende Größe im empirischen Forschungsprozess. Gleichzeitig kann es kaum darum gehen, eine gewisse Zahl an mutmaßlich (omni-)relevanten Zugehörigkeiten schlicht zu postulieren und gewissermaßen ungeprüft als für die jeweilige Forschung relevant vorauszusetzen. Warum sich nicht stattdessen eben dafür interessieren, wie sich Differenzen und damit auch differente Standorte und Standpunkte im empirischen Forschungsprozess, der nun einmal Forschungspraxis ist, entfalten und als relevant erweisen – oder eben auch nicht?

Vielleicht wird Repräsentation – das würde ich jedenfalls zu bedenken geben wollen – all der sich in den Debatten im Anschluss an eine Krise der Repräsentation niederschlagenden, unleugbar aufschluss- und facettenreichen Betrachtungen zum Trotz zu sehr als ein Verantwortungs- und Legiti-

136 Am weitesten fortgeschritten und durchdacht können entsprechende Schlüsse für Interviewforschung und weitere „Nah-Methoden“ (Breuer/Mruck/Roth 2002: Abs. 3) gelten. Weiter nachzudenken wäre darüber, welche Konsequenzen sich aus einer entsprechenden Sichtweise für vergleichsweise ‚unsoziale‘ Erhebungsmethoden und ‚insame‘ Analysepraxen methodologisch ergeben (Klesse 2007: 41), die ihrerseits Kontexte praktischer Hervorbringung von (mitunter) Differenzen darstellen.

mitätsproblem und zu wenig als methodologische und methodisch-analytische Herausforderung im engeren Sinne behandelt. Sich neben Erkenntnispolitik und Forschungsethik dieser Herausforderung – auch mit Blick auf das Erkenntnispotential von Reflexivität – vermehrt anzunehmen, wäre aus meiner Sicht eine lohnende Aufgabe. Dabei wäre ein vermehrtes Zusammen- und Gegeneinander-Denken von bestehenden Reflexivitätspostulaten und -praxen in tendenziell machtkritischer Forschung einerseits und in Methodendiskussionen ‚konventioneller‘ qualitativer Sozialforschung andererseits sicherlich eine vielversprechende Option (Unger 2014a: 87–88).

6.4 Gängige Dimensionierungen von Repräsentation

Abschließend möchte ich die zentralen Dimensionen bzw. Ausdeutungen von Repräsentation erneut – und gebündelt – benennen, die in den vorangehenden Kapiteln mit Blick auf gängige wissenschaftliche Problematisierungen der Repräsentation von Differenz und Andersheit vorgestellt wurden.

Zuerst ist festzustellen, dass Repräsentation als Darstellung problematisiert wird, insbesondere dann, wenn Darstellungen – recht oder gänzlich ‚unkonstruktivistisch‘ – als essentialisierende Hervorbringungen Anderer, von Andersheit oder eben Differenz gelten bzw. gehandhabt werden. Mit der Darstellungskomponente von Repräsentation im Zusammenhang stehen indessen nicht nur Fragen von Repräsentation als wirklichkeitsgenerierender Praxis, sondern solche nach deren Wirkmächtigkeit: Differenzen werden als kontingent und konstruiert begriffen und gelten gleichzeitig als überaus wirkmächtig (Stichwort: Thomas-Theorem) – auf identitärer wie allgemeiner auf gesellschaftlicher Ebene. Als solche zeitigen sie oftmals, wenn auch nicht ausschließlich, problematische Effekte.

In den Fokus rücken im Zuge einer Problematisierung von Repräsentation neben Praxen der Darstellung und/oder Konstruktion von Differenz immer wieder die damit assoziierten Repräsentierenden, die als Beobachtende Differenzen wie allgemeiner die von ihnen beobachteten Gegenstände erst (mit) hervorbringen. Auch deshalb spielen Aspekte der Vertretung mit Blick auf Repräsentation eine so zentrale Rolle. Dabei wird Repräsentation als Vertretung vor allem vor dem Hintergrund asymmetrischer (Macht-)Beziehungen und divergierender sozialer und/oder epistemischer Positionierungen (potentiell) zu einem Problem. Ausgehend von der Kontingenz und Partikularität verschiedener möglicher Repräsentationen –

und nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Alternative Selbstrepräsentation – handelt es sich hierbei oftmals um ein Legitimitätsproblem.

Wichtig scheint mir folgende Verwicklung: So wie Darstellungen mit einem Vertretungsanspruch selbst- oder fremdausgestattet werden, werden mit einem selbsteingeforderten oder fremdzugeschriebenen Anspruch, für sich selbst oder andere zu sprechen, Darstellungen hervorgebracht. Die Philosophin Linda Alcoff (1991: 9) hat instruktiv auf Formen der Verschränkung der beiden Repräsentationsmodi von Darstellung und Vertretung – zugespitzt auf ein Sprechen über und für Andere – hingewiesen:

„There is an ambiguity in the two phrases: when one is speaking for others one may be describing their situation and thus also speaking about them. In fact, it may be impossible to speak for others without simultaneously conferring information about them. Similarly, when one is speaking about others, or simply trying to describe their situation or some aspect of it, one may also be speaking in place of them, that is, speaking for them. One may be speaking about others as an advocate or a messenger if the persons cannot speak for themselves. Thus I would maintain that if the practice of speaking for others is problematic, so too must be the practice of speaking about others, since it is difficult to distinguish speaking about from speaking for in all cases“.

Wenn man *für* Andere spricht – oder auch für andere mitspricht – spricht man zwangsläufig *über* sie. Andersherum spricht man dann, wenn man *über* Andere spricht, auch *für* sie oder sogar an ihrer statt. Bemerkenswert scheint mir Folgendes: Werden Repräsentationspraxen des Über- und/oder Für-Sprechens problematisiert, geht es in aller Regel um ein Sprechen über und/oder für *kollektivierte* Andere – und das nicht nur im Rahmen von Fremd-, sondern auch von Selbstrepräsentation. So stellt es sich in vielerlei Kontexten als geradezu unmöglich dar, als individuell sprechende Person wahrgenommen und angesprochen zu werden, sobald man als Repräsentant_in einer Gruppe gilt, für die man dann quasi *selbst*vertretend-stellvertretend spricht.¹³⁷ Ein Einstehen (nur) für sich selbst scheint oft kaum

137 Auch Spivak scheint es bisweilen darum zu gehen, Wege zu finden, die es erlauben, dass jemand für sich als Individuum spricht ohne zu einer generalisierten Vertretung (gemacht) zu werden. Wie ist es möglich, als Vertreterin einer ‚Gruppe‘ aufzutreten ohne Vertretungsansprüche anzumelden? Wie können die an einen herangetragenen Vertretungsansprüche (systematisch) enttäuscht werden? Auf diese wichtigen Fragen verweisen meines Erachtens zumindest Spivaks (1988: 67) Ausführungen, die sie mit Blick auf die von ihr sehr geschätzten Texte der bengalischen Autorin Mahasweta Devi anstellt.

möglich, da man als kulturalisierte, ‚authentische‘ Vertretung immer schon andere als sich selbst mitvertritt – ob man das möchte oder nicht.

Die Unterscheidung von Darstellung und Vertretung liegt quer zu jener, die ich in meinen Ausführungen ebenfalls als relevant ausgewiesen habe: namentlich zu der Unterscheidung von Selbst- und Fremdrepräsentation. Diese scheint zuvorderst den Aspekt der Vertretung in den Fokus zu rücken, fördert bei genauerer Hinsicht jedoch eben jene Verstrickungen von Darstellung und Vertretung zu Tage, die Wissenschaftlerinnen wie Spivak (1988) oder Alcoff (1991) hervorheben. Zentral ist die Unterscheidung von Fremd- und Selbstrepräsentation insbesondere mit Blick auf Fragen der De-/Autorisierung von selbst- oder fremdkulturalisierten Sprechenden, Expert_innen, ‚authentisch‘ Sprechenden usw. Dabei gehören Fremd- und Selbstrepräsentation in aktuellen Perspektiven, die Repräsentationspraxis problematisieren, oft unweigerlich zusammen – und zwar als beobachtungsleitende Unterscheidung. Es handelt sich bei dieser Unterscheidung um eine asymmetrisierende Beobachtung (nicht nur um Beobachtungen von Machtasymmetrien oder Ungleichheiten), die Praxen der Repräsentation ausgehend von der jeweils zugewiesenen Autorität der Sprechenden unterscheidet und bewertet. Zugleich stellt sie eine tendenziell instabile Unterscheidungspraxis dar, insofern jede Selbstrepräsentation – wenigstens im Rahmen wissenschaftlicher Praxis – zu einer Fremdrepräsentation zu werden droht.

In den folgenden Kapiteln widme ich mich Praxen der Problematisierung der Repräsentation ferner Wirklichkeiten im Kontext eines translokalen Humanitarismus. Dabei werden die verschiedenen vorgestellten Dimensionierungen von Repräsentation eine Rolle spielen. Deutlich wird, dass Repräsentation auch mit Blick auf eine sich vornehmlich als humanitär verstehende Repräsentationspraxis immer wieder als wirklichkeitskonstruierende Praxis von Differenz und Andersheit sowie als eine (Fremd-)Vertretungspraxis problematisiert wird, die sich vor dem Hintergrund bestehender (Macht-)Asymmetrien mit spezifischen Autorisierungs- und Legitimierungsanforderungen konfrontiert sieht. Gleichzeitig wird sich zeigen, dass sich Problematisierungen von Repräsentation in einem humanitären Kontext keinesfalls darauf beschränken, ja oftmals sogar ausparen, auf problematische Differenzpraxen, soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse hinzuweisen. Stattdessen werden vielfach die Mobilisierungs- und Solidarisierungspotentiale von Repräsentationspraxis hervorgehoben und (individuelle, gesellschaftliche, medial-materielle) Bedingungen für deren Gelingen und Misslingen diskutiert.

